

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische numismatische Rundschau = Revue suisse de numismatique = Rivista svizzera di numismatica**

Band (Jahr): **35 (1952-1953)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BUCHBESPRECHUNGEN

Numismatische Zeitschrift. Herausgegeben von der Österreichischen numismatischen Gesellschaft in Wien. Der ganzen Reihe 71. und 72. Band. Wien 1946 und 1947.

Die während der Kriegsjahre schmerzlich vermißte Zeitschrift hat ihre glorreiche Urstände gefeiert. In stattlichem Großformat liegen die beiden ersten Nachkriegsjahrgänge vor uns. Freilich müssen wir uns damit begnügen, die Leser der Schweiz. numismatischen Rundschau mit dem reichen Inhalt bekannt zu machen; die kritische Stellungnahme zu den einzelnen Beiträgen und die Ausschöpfung ihres Inhaltes muß den Spezialforschern überlassen bleiben. Wir gruppieren die Artikel nach ihrem Inhalt und geben jeweilen (in Klammern) an, welchem Bande sie entnommen sind.

Es ist klar, daß die österreichische Numismatik inhaltlich den ersten Platz einnimmt. August Loehr behandelt «Die Anfänge der Medaille in Österreich» und ihre Förderung insbesondere durch Kaiser Karl VI. (Bd. 71). Daran reiht sich (Bd. 72) ein Aufsatz desselben Verfassers über «Die Kunst der Medaille in Wien» an, in dem die neuere Entwicklung dieser Kunstgattung nach Technik und Stil verfolgt wird. Im Zusammenhang mit diesen Beiträgen steht auch der Bericht Franz Wiewers über «Die Münz- und Medaillenstempelsammlung in Wien» (Bd. 72), die vom Hauptmünzamt dem Wiener Münzkabinett zur Verwaltung übergeben und von diesem neu geordnet und verzeichnet worden ist. Ein wenig behandeltes Gebiet beschlägt die Studie von Karl Reitmann: «Der Münzenhandel in Österreich» (Bd. 71). Während der Münzenhandel in Deutschland mit Amshel Rothschild in Frankfurt a. M. auf das Jahr 1783 zurückreicht, fand in Wien eine richtige Münzauktion erst 1808 statt; seit 1822 folgen sich dann weitere bedeutende Versteigerungen und gleichzeitig entstehen, zum Teil aus älteren Antiquitäten-, ja auch Trödlergeschäften, kleinere Münzenhandlungen, bis dann 1863 die in Wien auf Jahrzehnte hinaus führende Firma S. Egger (später Brüder Egger) gegründet wurde. Ein Kuriosum aus der Geschichte der Münzforschung in Österreich stellt Max Doblinger ans Licht in seinem Beitrag «Der Münzfund von Rabensberg (Untersteiermark) und Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall» (Bd. 71). Hammer, ein trotz gewissen Mängeln hervorragender, ja bahnbrechender Orientalist, beschäftigte sich — Romantiker, der er war — mit der Geschichte des Templerordens, dessen angebliche Mysterien und blutiges Ende ihn anzogen. Er glaubte in gewissen fragwürdigen Idolen des kaiserlichen Antiquitätenkabinetts zu Wien die Baphomete, d. h. die angeblichen Tempelgötzen des Ordens entdeckt zu haben und suchte und fand (nach seiner Meinung) seither überall Zeugen und Symbole (zum Beispiel Kelche) dieses Geheimkultes und der damit in Verbindung gebrachten gnostischen Lehre und der Vorstellung vom Gral. So glaubte er auch auf Münzen des in seinen Besitz gelangten Rabensberger Fundes und auf anderen Geprägten solche zu finden, wobei er die Münzbilder zum Teil arg mißdeutete. Den Beweis für den von ihm behaupteten Territorialbesitz des Templerordens in der Steiermark und anderswo, der die Voraussetzung der Münzprägung sein mußte, blieb Hammer schuldig.

Stattlich sind auch die Einzeluntersuchungen zur österreichischen Münzkunde vertreten. Egon Baumgartner bringt auf Grund der Funde «Beiträge zum Friesacher Münzwesen» (Bd. 72) worin nicht nur die erzbischöflich-salzburgischen Friesacher Pfennige behandelt werden, sondern auch die Beischläge der Andechs-Meranier, der Patriarchen von Aquileia, der Herzoge von Kärnten (Sponheimer) und der Herzoge von Österreich-Kärnten in verschiedenen Kärntner und Krainer Münzstätten im 13. Jahrhundert. Wichtig ist die Feststellung, daß mit dem Mongoleneinfall in Ungarn 1241 der Abfluß der Friesacher Pfennige nach Osten aufhört. Die Brücke vom Mittelalter zur Neuzeit schlägt die Studie von Eduard Holzmaier über die «Nürnberger und Rudolfinische Kaiserkrone im Spiegel der Numismatik» (Bd. 72), worin die Herkunft und die Verwendung der beiden Kronen, der Nürnberger Bügelkrone (Deutsche Kaiserkrone, Krone Karls d. Gr.) und der Rudolfinischen Mitrakrone (Hauskrone) dargelegt und ihre Darstellung auf Münzen, Medaillen und Jetons nachgewiesen wird. Für die numismatische Terminologie ergibt sich, daß nicht einfach von einer «Kaiserkrone» gesprochen werden darf, sondern daß die beiden Formen auseinandergelassen werden müssen. Ausschließlich der Neuzeit Österreichs gehören weitere Arbeiten an. So ein Aufsatz von

Günther Probszt über «Die Bergstadt Neusohl als Münzstätte» (Bd. 72). In dieser niederungarischen Stadt haben 1528/30 die Fugger als Pächter des Bergwerkes einen Teil des dort geförderten Silbers vermünzt; die 1546 geplante Wiederaufnahme des Münzbetriebes durch Kaiser Ferdinand I. scheiterte am Widerstand der Münzstätte Kremnitz, deren Einkünfte der Schwester des Kaisers, Erzherrzogin Margaretha, zuflossen. Als diese 1548 mit anderen Gefällen auch jene aus den ungarischen Bergstädten an ihren Bruder verkaufte, fiel für diesen der Grund dahin, eine Konkurrenzmünzstätte zu Neusohl zu errichten. Die «Münzgeschichte der österreichischen Neufürsten» behandelt ausführlich und unter Beigabe eines Kataloges Eduard Holzmair (Bd. 71). Als Neufürsten werden die gefürsteten Herren (Fürsten im engeren Sinne und gefürstete Reichsgrafen) teils mit reichsunmittelbarem Territorialbesitz, teils ohne solchen (Titular- oder Dekretalfürsten) bezeichnet, die nach 1582 Sitz und Stimme im Reichstag erhielten. Haben die bis zum Dreißigjährigen Krieg zur Münzung gelangten Fürsten, wie die Liechtenstein, Trautson, Eggenberg, Schlick, Wallenstein, ihr Münzrecht zur Befriedigung des Münzbedarfes und teilweise ihrer Gewinnsucht, meist mit Metall aus eigenen Gruben und in eigener Münzstätte ausgeübt, so tragen die vorzugsweise durch die Wiener Münzstätte besorgten Prägungen der später gefürsteten Herren vorwiegend den Charakter der Repräsentation. Als einen den Sammlern von Schweizer Münzen wohlbekannten Herrn treffen wir unter ihnen den Fürsten Ferdinand von Dietrichstein, Herrn zu Tarasp, dessen Taler und Dukaten freilich mit seiner Besetzung im Unterengadin herzlich wenig zu tun haben. Aus der Nachbarschaft der Schweiz nennen wir die Fürsten von Fürstenberg-Stühlingen (Dukaten 1772 aus der Münzstätte Prag) und die nicht eigentlich zu den österreichischen Neufürsten gehörenden und vom Verfasser deshalb nur nebenbei ihrer österreichischen Beziehungen halber angeführten Grafen von Montfort, die sich bekanntlich durch die massenhafte Prägung unterwertiger Münze im 17. und 18. Jahrhundert einen schlechten Ruf erworben haben. Franz Wolny schildert die «Münzprägung der Fürstbischöfe von Olmütz in nichtprivilegierten Münzstätten» (Bd. 71), einen im 17. Jahrhundert wiederholt aufflackernden münzpolitischen Kleinkrieg zwischen den Bischöfen und den Kaisern bzw. deren Statthaltern um die Zulässigkeit der Münzung in Olmütz, Nikolsburg, Kremsier und Wischau. Der Katalog der Gepräge weist bis 1622 ausschließlich Groschen auf, später reichlich Fünzföhner, seltener Taler und zweimal (1626 und 1628) Dukaten. Eduard Holzmair verdanken wir die aktenmäßige Feststellung, daß «Der ungarische halbe Kupferdenar aus dem Jahre 1767» (Bd. 71) der Münzstätte Wien und nicht derjenigen von Kremnitz entstammt.

Der Richtung der numismatischen «Wiener Schule» entspricht es, daß mit Eduard Holzmairs Studie über «Die Geschichte des Monte Napoleone», d. h. der Staatschuldenverwaltung des napoleonischen Königreiches Italien auch die finanzgeschichtliche Note angeschlagen wird (Bd. 72).

Die römische Numismatik ist vertreten durch eine Arbeit von Karl Pink über die Kollegien der «Triumviri monetales unter Augustus» (Bd. 71), deren Prägungen der Verfasser in die Jahre 20 bis 7 v. Chr. legt und chronologisch zu ordnen sucht. Eine Ergänzung zu diesem Aufsatz bietet des Verfassers Besprechung von Michael Grant: «From Imperium to auctoritas» (Bd. 72). Bedeutsam scheint uns die Untersuchung von Friedrich Ehrendorfer über «Die Münzreform des Diocletian» (Bd. 72). Der Verfasser kommt auf Grund der Häufigkeit bestimmter Zahlen und ihrer Mehrfachen im Preisedikt Diokletians von 301 zu dem Schluß: Das kleine Kupferstück mit dem Kaiserbild mit der Strahlenkrone, ohne XX, ab 295 geprägt, ist ein Vierer, d. h. ein Sesterz; der alte XXer, der seit Aurelian geprägt wurde, ist zum Vierer herabgesetzt; Dupondius und As werden als kleinste Kupfermünzen spärlich und nur in den westlichen Münzstätten geprägt; der argenteus ist ein Fünzföhner, der aureus ein Tausender. Die Wertverhältnisse sind denkbar einfach (1 Goldpfund = 50 aurei = 1000 argentei = 2500 Folles = 12 500 Sesterzen = 50 000 As), was die wirtschaftliche Brauchbarkeit der Geldstücke garantierte. Leo Schindler und Gerhart Kalmann untersuchen in ihren «Byzantinischen Münzstudien» (Bd. 72) die Goldmünzen von einem um ein Sechstel verringerten Gewichte von Justinian I. bis Constantin IV. und die damit offenbar in Beziehung stehende Emission eines Follis von 33 (statt 40) nummia in Ägypten unter Justinian.

Auch die orientalische Numismatik fehlt nicht. Hier hat Eduard Zambaur zwei Aufsätze beige-steuert (beide Bd. 72). In dem einen («Eine neue Münzstätte der Moghul-Kaiser: Haidarnagar

[Bednor]») leistet er durch eine von ihm erworbene bisher unbekannte Rupie den Nachweis, daß in der Stadt Haidarnagar wirklich eine sonst nur aus der Literatur bekannte Münzstätte bestand, in der Haidar 'Ali Khan im Jahre 1193 H. (1779) mit der traditionellen Nennung des Schattenskaisers aus der Moghuldynastie Schah 'Além II. geprägt hat. Die zweite Studie («Ein Denkmal des indischen Aufstandes von 1857») macht uns bekannt mit einer durch die indischen Aufständischen geprägten Rupie mit der inzwischen erstarrten Aufschrift wiederum des 53 Jahre zuvor verstorbenen Além Schah, dem vermutlich korrekten Prägejahr 1274 H. (1857) und dem fiktiven (73.), ab 1202 H. (1788) gezählten Regierungsjahr dieses Herrschers, das aber dasjenige seiner Blendung und Absetzung war. Die Frage, warum gerade dieses Ereignis als Ausgangspunkt der Datierung gewählt wurde, muß der Verfasser offen lassen. Dagegen macht er mit guten Gründen plausibel, daß das Stück nicht aus Bareilî (etwa 225 km n.-ö. von Dihli), sondern aus der Münzstätte zu Lakhnau stammt.

Nekrologe, Buchbesprechungen und eine Miscelle von A. Loehr über astronomische Jetons: «Sol in Corde leonis» (Bd. 72) vervollständigen den Inhalt. F. Burckhardt

Ashmolean Museum, Heberden Coin Room. Guide to the Greek, Roman, English and Chinese Coins. Oxford 1948.

Dieser kurze, von den Herren J. G. Milne, C. H. V. Sutherland und A. Thompson geschriebene Führer durch die neu eingerichtete Schausammlung des Heberden Coin Room ist ein nachdrücklicher Hinweis auf eines der wichtigsten Münzkabinette der Alten Welt, das sich in den letzten dreißig Jahren durch Zusammenlegen älterer Sammlungen, durch neue, großartige Schenkungen und systematische Erwerbungen gebildet hat. Das gut illustrierte Heft soll keinen zusammengedrängten Abriß der gesamten Münzgeschichte geben, sondern die Bestände, welche dem Heberden Coin Room Gesicht und Gewicht geben, charakterisieren. An erster Stelle stehen die englischen Münzen, die zum guten Teil aus der Sammlung des Erzbischofs Wake von Canterbury (1657–1737), die er dem Christ-Church-College vermachte, stammen. Die römischen und griechischen Serien verdanken ihre Reichhaltigkeit besonders dem Legat von Sir Arthur Evans († 1941) und Ankäufen aus der Sammlung von Sir Charles Oman, aber auch Spenden in einer Zahl, wie sie unsern heimatlichen Gefilden leider ganz unbekannt ist. Auch die prachtvolle Sammlung chinesischer Münzen stellt ein Geschenk (Laird Gift, 1947) dar. Den verschiedenen Münzfunden – aus griechischer, römischer und angelsächsischer Zeit – werden mit Recht eigene Kapitel gewidmet. Bei den Abbildungen vermisste ich – etwa auf der Rückseite der Tafel IX – eine Ansicht des Ausstellungsraumes, der nach der Aussage von Besuchern vorzüglich eingerichtet sei. Der Führer ist durch seine wissenschaftliche Sauberkeit, als Beweis außergewöhnlichen Verständnisses für die Numismatik ein überaus erfreuliches, ja ermutigendes und durch die Lagerung seiner Interessengebiete ein typisch englisches Dokument. D. Schwarz

C. H. V. Sutherland, Anglo-Saxon gold coinage in the light of the Crondall Hoard, Oxford 1948.

Für die Münz- und Geldgeschichte des frühen Mittelalters haben größere Münzfunde einen ganz besonderen Wert, da sie die einzigen zuverlässigen, größere Zusammenhänge verratenden Quellen sind. So begrüßt man dankbar die Publikation über den Crondall Hoard, einen Münzfund von merowingischen und angelsächsischen Goldmünzen, der, 1828 gehoben, in Privatbesitz gelangte und 1944 zur Erinnerung an Sir Arthur Evans († 1941) dem Münzkabinett des Ashmolean Museums in Oxford geschenkt wurde. Der Autor ließ es aber nicht mit einem Katalog der von dem ganzen Bestand von 101 Münzen und 3 Goldschmiedearbeiten noch vorhandenen 97 Münzen bewenden, sondern schloß eine umfassende Betrachtung der angelsächsischen Goldmünzenprägung der Zeit zwischen dem Ende des spätrömischen Münzumschlages und dem Einsetzen der Sceattas seiner Fundbeschreibung an. Es kann sich in diesem Hinweis nicht um eine kritische Auseinandersetzung mit den Thesen des Autors handeln; eine solche findet man aus der kompetenten Feder Joachim Werners in der «Germania», Bd. 28,

S. 275—279, wo allerdings die Nichteinbeziehung kontinentaler Bestände und zum Teil auch kontinentaler Literatur beanstandet, im übrigen die Arbeit aber sehr hoch bewertet wird. So viel sei nur dazu bemerkt, daß die Zeit der Ausarbeitung des Werkes, d. h. die letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre, zwangsläufig zu einer gewissen insularen Beschränkung führten und daß dieser Schaden doch wohl nicht so groß ist. Im Crondall Hoard fand sich übrigens kein merowingischer Triens aus der Schweiz (wohl aber im noch nicht umfassend publizierten Fund von Sutton Hoo, der öfters herangezogen wird). Der Zeit der Vergrabung um 660/670, welche die unabhängig voneinander untersuchenden Le Gentilhomme und Sutherland eruierten, stimmt auch Werner zu. Der sorgfältige Katalog, die ausgezeichneten Tafeln, die zwei anschaulichen Karten bilden für Sammler und Forscher ein hochwillkommenes Arbeitsinstrument.

D. Schwarz

Johann Karl Lindau, Das Medaillenkabinett des Postmeisters Johann Schorndorff zu Basel. Seine Geschichte bis zur Erwerbung durch das Historische Museum Basel. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 28, Basel 1947.

Diese wertvolle Basler Dissertation scheint in Numismatikerkreisen wenig bekannt zu sein, weshalb ich nicht versäumen möchte, sie hier doch anzuzeigen, wenn auch seit ihrem Erscheinen schon einige Jahre vergangen sind. Die Arbeit stammt aus dem Bereich der Bemühungen um die Aufhellung von Jacob Burckhardts Herkunft, Formung und Leistung; sie offenbart, mit welcher Sorgfalt Vorarbeiten hiezu unternommen werden. Den eigentlichen Anstoß zur Beschäftigung mit diesem Thema gab aber die Erwerbung des größeren Restes der Sammlung Schorndorff/Burckhardt durch das Historische Museum Basel im Jahre 1943.

Der Postmeister Johann Schorndorff steht mitten in einer langen, in der Renaissance anhebenden und glücklicherweise noch nicht abbrechenden Reihe von Basler Sammlern, die mit zum humanistischen Gepräge Basels beigetragen haben und beitragen. Anregung zu seiner Sammeltätigkeit kam ihm von Johann Carl Hedlinger zu, den Schorndorff als junger Mann kennenlernte, als er Sekretär eines sächsischen Diplomaten in Stockholm war; Hedlinger aber bekleidete das Amt eines schwedischen Hofmedailleurs und stand in höchstem Ansehen. Aus der Bekanntschaft entwickelte sich eine treue Freundschaft. Nach der Heimkehr nach Basel, wo Schorndorff die Stelle eines Postmeisters bekleidete, führte er mit Hedlinger einen lebhaften Briefwechsel. Über fünfhundert Briefe von Hedlinger an ihn sind erhalten. Hedlinger sandte dem Freunde aber nicht nur Episteln, sondern Medaillen, besonders eigene Werke; er wies ihn auch auf die damals in Mode kommenden Medallensuiten hin, in denen die größten Ereignisse der Geschichte eines Landes oder einer Dynastie verewigt wurden. Der Gedankenaustausch zwischen den zwei Freunden – dem katholischen Innerschweizer und hervorragenden, weltberühmten Künstler einerseits und dem geschäftskundigen, protestantischen Basler in verantwortungsvollem Amt andererseits – bildet ein überaus sympathisches document humain aus dem 18. Jahrhundert. Nach dem Tode des Postmeisters ging seine Sammlung an seinen Sohn Daniel über, der sich nach längerer kaufmännischer Ausbildung in Frankreich in Basel niedergelassen hatte und dank seiner Heirat und seiner erfolgreichen wirtschaftlichen Betätigung in recht guten Verhältnissen lebte. Seine Geschäfte und die zahlreichen staatlichen Ehrenämter, die er bekleidete, ließen ihm aber doch genügend Zeit, sich der ererbten Sammlung mit Eifer anzunehmen und insbesondere das Oeuvre von Hedlinger weiter zu sammeln. Über diese Bestrebungen geben die Briefe, die er zur Erlangung interessanter Stücke an die verschiedensten europäischen Plätze richtete, deutlich Auskunft. Daniel Schorndorff, nach seiner höchsten amtlichen Ehrenstelle als Ratsdeputat bezeichnet, besaß neben dem historischen Interesse ein noch wacheres künstlerisches; er erweiterte die Sammlung um die Werke schweizerischer Künstler, auch wenn diese ferne der Heimat gewirkt hatten. Beim Tode des Ratsdeputaten übernahm sein Schwiegersohn Jacob Burckhardt die Sammlung. Es ist der spätere Antistes und Vater des Kulturhistorikers, eine feine, liebenswürdige Persönlichkeit, die, ebenfalls die Beziehungen mit der Familie Hedlinger weiter pflegend, die Erreichung der alten Sammlungsziele anstrebte, daneben Augenmerk auch auf Bildnismedaillen berühmter Männer richtete. Erst nach dem Tode des

Antistes erfolgte eine Teilung der Bestände, indem das alte Hedlengerkabinett an den Sohn Gottlieb Lukas Burckhardt, andere Teile an die Familie Bernoulli übergingen. Es berührt eigenartig, daß der Professor Jacob Burckhardt, der als Kind in der Sammlung wohl doch manche historische und künstlerische Anregung empfangen hatte, sie vollständig seinem Bruder und Schwager überließ. Nachdem noch zwei Generationen am Ausbau der Sammlung weitergearbeitet hatten, gingen die Teile, nur mit kleinen Einbußen, entweder geschenkweise oder durch Kauf, an das Historische Museum Basel über, das nun in dem wieder vereinigten Schorndorff-Burckhardtschen Münzkabinett nicht nur eine prächtige Medaillensammlung – neben den großartigen alten und neueren Beständen – sein eigen nennt, sondern auch ein Monument einer von Geschlecht zu Geschlecht systematisch weitergeführten Sammlertätigkeit.

In dem im Anhang abgedruckten, sehr aufschlußreichen Verzeichnis vermisste ich genauere Angaben, ob es sich um einen vom Verfasser aufgestellten Katalog oder den Abdruck originaler Katalogarbeiten der früheren Besitzer handelt. Die darin vorkommenden kleineren Versehen und Unebenheiten wird der Numismatiker zumeist ohne weiteres selbst berichtigen können. Unter den Schweizer Medailleuren fehlt interessanterweise der Name P. P. Borners. Bei der Lektüre der reichhaltigen Arbeit drängt sich die Überzeugung auf, wie notwendig eine neue, alle in letzter Zeit aufgetauchten Quellen benutzende und auf der Höhe kunsthistorischer Methode stehende Biographie Hedlingers wäre. Dies war nicht das Ziel der Arbeit Lindaus. Er hat uns dafür einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte des Medaillensammelns, der Kunstanschauungen besonders des 18. Jahrhunderts, der baslerischen Geistesgeschichte und – durch die Einbettung der Sammlungsgeschichte in diejenige ihrer Besitzer – nicht zuletzt zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Basels gegeben.

D. Schwarz

Hermann Kuhn, Geprägte Form: Goethes Morphologie und die Münzkunst. Mit 70 Abbildungen auf 25 Tafeln. (Schriften der Hallischen Goethe-Gesellschaft.) Hermann Böhlau Nachfolger. Weimar, 1949. 62 Seiten.

In der fast unübersehbaren Goetheliteratur, welche das Jubiläumsjahr 1949 hervorgebracht hat, kann die vorliegende Schrift einen besonderen und einzigartigen Platz beanspruchen. Goethes numismatische Neigungen und Liebhabereien sind schon früher nicht unbeachtet geblieben. Paul Schmidt-Neuhaus' Artikel «Goethe in seinen Beziehungen zur Medaillenkunde» (Berliner Münzblätter, 1913) und Behrendt Picks «Goethes Münzbelustigungen» (Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft VII, 1920, S. 195—227) geben reichen Aufschluß über Goethes Einstellung zur Münzkunde und zu seiner Münz- und Medaillensammlung, die ihm eine der «liebwertesten» war. Im Jubiläumsjahr hat dann Herbert A. Cahn «Goethes Beziehungen zu Schweizer Medailleuren» aus feiner Kenntnis Goethes und seines Kreises in den Schweizer Münzblättern (I, 1949 und folgende) liebevoll dargestellt. Hermann Kuhn, Verfasser einer schönen Studie über Hans Reinhart (Blätter für Münzfreunde, 1941), hat sein Ziel viel weiter gesteckt. Er will den Beziehungen der Münzkunst zu Goethes Anschauung von Natur, Wissenschaft und Kunst, zu seiner «Morphologie» nachgehen. Bekanntlich hat Goethe für seine naturwissenschaftlichen Arbeiten die Lehre der Morphologie ausgebildet und seinen Forschungen zugrunde gelegt. «Morphologie ist in seinem Sinne die Lehre von der Gestalt oder vielmehr von der Bildung und Umbildung alles Hervorgebrachten und Hervorgebrachtwerdenden». Die Lehre von der «geprägten Form, die lebend sich entwickelt» — Goethe gebrauchte auch häufig den Ausdruck «Typus» —, will der Verfasser auf die Betrachtung der Münzen anwenden mit dem Ziel, eine Morphologie der Münzkunst zu gewinnen und damit das wirkliche Wesen der Münzen zu erfassen. Früher wurden die Münzen meist nicht typologisch, sondern nach äußeren Merkmalen geordnet, nach dem verwendeten Material, nach dem Münzbilde oder nach dem Alphabet der Anfänge der Münzumschriften. Maßgebend waren die Gesichtspunkte des Historikers, Kunstgeschichtlers oder Nationalökonomen. Der typologischen Einteilung näher kommt schon die Wahl des Herstellungsortes oder des Werkes eines einzelnen Künstlers als Einteilungsprinzips. Das hat Habich getan, für den das wesentlichste Merkmal bei seinen Medaillenstudien der «Stil» darstellt. Der

«Stil» aber, eine Bezeichnung, die mehrfache Deutung zuläßt, ist nach dem Verfasser ebenso wenig das einzig Wesentliche der Münze wie ihr Geldwert. Nach ihm kommt es auf den verschiedenen *Sinn* der Münzen an: Bei den Griechen standen sie in enger Beziehung zum Gottesdienst, sie waren heiliges Geld; bei den Römern repräsentierten die Münzen Staat und Herrscher; im Mittelalter beeinflussten Mythos und Christentum auch die Prägung; in der Renaissance entstanden künstlerische Medaillen, die an Geld nur durch ihre Form und das Material erinnern; das Geld im modernen Sinne bedarf einer Form, die seinem praktischen Zwecke am besten dient, während künstlerische und repräsentative Gesichtspunkte in den Hintergrund treten. Nach einer Rechtfertigung der morphologischen Betrachtung für das Gebiet der Numismatik und Erörterung der typologischen Ordnung der Münzen widmet der Verfasser jedem der gewählten Beispiele ein eingehendes Kapitel: «Heiliges Geld: Zur Morphologie der Griechenmünzen»; «Staatsgeld: Zur Morphologie der Römermünzen»; «Geprägte Sinnbilder: Zur Morphologie der Mittelaltermünzen»; «Kunstmünzen: Morphologie der Renaissancemedailles». Die beschränkte Anzahl der gut gewählten Beispiele entstammt zum Teil Goethes Sammlungen, die demnach erfreulicher Weise den Krieg überlebt zu haben scheinen. Eine genaue Beschreibung der Stücke findet sich auf S. 53—61. Sie ist gefolgt von 70 ausgezeichneten Abbildungen, auf die sehr zweckmäßig jeweils am Rande des Textes verwiesen wird. Die Schaumünze wird einer besonders liebevollen Betrachtung unterzogen, wobei das Gebiet der Physiognomik in der Münzkunde wie für Goethe so auch für den modernen Münzforscher besonders anziehend ist. Des Verfassers Schlußfolgerung ist, daß erst die morphologische Anschauungsweise Goethes uns zu der wahren Erkenntnis des Stiles in der Numismatik führen kann. In einem einleitenden Kapitel hat er «Goethe als Sammler von Münzen» geschildert, wobei er sich auf alle sorgfältig zusammengetragenen Äußerungen des Dichters und seines Kreises über Münzkunde und Münzensammeln stützt. Dabei kommt er zur Überzeugung, daß Goethe selbst seine naturwissenschaftliche Methode auch auf die Numismatik angewendet wissen wollte. Wie immer sich die wissenschaftliche Fachkritik zu diesem Gedanken und seiner Durchführung einstellen mag, das schön gedruckte und künstlerisch ausgestattete Buch wird dem Erforscher und Liebhaber der Münz- und Medaillenkunde reiche Anregung gewähren. Zum Schlusse verdient Goethes wenig bekanntes Wort hierher gesetzt zu werden: «Gerade diese rein unschuldigen Neigungen und Liebhabereien sind das wahre Öl für den Lebensdocht.»

Prof. Dr. Guido Kisch, New York